

Neugier und Noten
Kindheit, Jugend und Schule
1879–1896

Am 14. März 1879 vormittags um elf Uhr 30 wird in der Ulmer Bahnhofstraße B 135¹ das erste Kind des Ehepaares Pauline und Hermann Einstein geboren. Die Geburtsurkunde bescheinigt, dass dieses »Kind männlichen Geschlechts« den Vornamen Albert erhalten hat. Aus der Urkunde geht auch hervor, dass beide Eltern – die 21-jährige Pauline geb. Koch und der elf Jahre ältere Hermann – jüdischen Glaubens sind.

Pauline und Hermann sind seit drei Jahren verheiratet; sie entstammen der ländlich-schwäbischen Gegend um Ulm und gehören der assimilierten jüdischen Mittelklasse an. »Assimiliert« heißt, dass sie in Gebräuchen und Lebensstil ihrem christlich-weltlichen Umfeld angepasst sind. Sie sind zwar offiziell »israelitischer« Religion, nehmen dies jedoch nicht allzu wichtig. Der Sabbat und die jüdischen Feste werden nicht beachtet; allerdings wird auch das christliche Weihnachtsfest nicht gefeiert.

Viel nimmt Albert von seiner Geburtsstadt nicht bewusst wahr, denn bereits ein Jahr später zieht die Familie nach München um. Doch ein Merkmal der schwäbischen Eltern wird ihn sein Leben lang be-

gleiten: seine Sprache, die auch im Hochdeutschen die schwäbischen Anklänge nicht verleugnet. Man könnte beinahe sagen: Er spricht, wie er ist – weich, zurückhaltend, sanft, dabei überzeugend und kompetent.

Über die frühe Kindheit Alberts ist nicht sehr viel bekannt. Er soll erst spät mit dem Sprechen begonnen und schon früh gegrübelt, nachgedacht, mit Geduld und Konzentration gespielt haben. Er ist wohl kein lauter, tobender Junge, sondern in sich gekehrt und still.

Seine Schwester Maja berichtet in ihren Lebenserinnerungen von dem ersten überlieferten Zitat des kleinen Albert: Als man ihm ausmalt, dass er mit seinem gerade geborenen Schwesterchen wunderschön werde spielen können, antwortet er: »Ja, aber wo hat es denn seine Rädchen?«² Soll man dies interpretieren als Äußerung eines sozial eher verkümmerten Bruders, der beim Spielen nur an Stabilbaukästen denkt? Oder ist es eher eine gut erfundene Anekdote?

Fragen dieser Art werden immer wieder auftauchen. Zu fast jedem Thema, von fliegenden Untertassen über Liebe bis menschlicher Weisheit, sind oft ausgesprochen gut formulierte Einstein-Zitate überliefert. Es ist jedoch fraglich, ob alle diese Zitate wirklich von ihm stammen und wo sich Dichtung und Wahrheit vermischen.

Eine andere Geschichte aus seiner Kindheit erscheint da schon verlässlicher: Als der Vater dem Vier-

jährigen einen Kompass zeigt, ist Albert tief beeindruckt. Es grenzt ja auch an Zauberei, wenn sich die Nadel bewegt und in eine bestimmte Richtung zeigt, ohne dass zu erkennen ist, wieso und weshalb. Einstein kann sich noch im Alter an dieses Ereignis erinnern: »Dies ›sich-wundern‹ scheint dann aufzutreten, wenn ein Erlebnis mit einer in uns hinreichend fixierten Begriffswelt in Konflikt kommt . . . Daß diese Nadel in so bestimmter Weise sich benahm, paßte so gar nicht in die Art des Geschehens hinein, die in der unbewußten Begriffswelt Platz finden konnte (an ›Berührung‹ geknüpftes Wirken). Ich erinnere mich noch jetzt – oder glaube mich zu erinnern – daß dies Erlebnis tiefen und bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat. Da mußte etwas hinter den Dingen sein, das tief verborgen war³«. Albert spürt schon früh das Geheimnis einer verborgenen Kraft. Hier nimmt er erstmals ein Grundmotiv seines Denkens wahr: seine Suche nach den unbekanntenen Ursachen, den Kräften, die die Welt bewegen.

Als 50-Jähriger bringt er diese Fähigkeit des Sich-Wunderns so auf den Punkt: »Das Schönste, was wir erleben können, ist das Geheimnisvolle. Es ist das Grundgefühl, das an der Wiege von wahrer Kunst und Wissenschaft steht. Wer es nicht kennt und sich nicht mehr wundern, nicht mehr staunen kann, der ist sozusagen tot und sein Auge erloschen.«⁴

Der Umzug der Familie nach München erfolgt, weil Jakob Einstein – der Bruder des Vaters – dort einen Betrieb für Elektrotechnik gegründet hat. München entwickelt sich seit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 stürmisch zu einer Großstadt, ist aber vor allem berühmt wegen seiner kulturellen Stellung in Musik und Theater. Die bayerischen Könige Ludwig I. und vor allem der exzentrische Ludwig II. hatten jeder auf seine Weise dazu beigetragen, München zum europäischen Mittelpunkt der Kunst und Wissenschaft zu machen.

Hermann Einstein tritt als Kompagnon in die Firma J. Einstein & Comp. ein, um den kaufmännischen Part in der Firma zu übernehmen. Er wird als ein guterherziger, eher passiver Mann beschrieben, dem die Literatur am Herzen liegt und der wenig geeignet für den Beruf eines harten Geschäftsmannes zu sein scheint.

Um diese Zeit ist die Elektrotechnik *high tech*, das elektrische Licht beginnt seinen Siegeszug. Thomas Alva Edison entwickelt 1880 die erste Dynamomaschine zur Erzeugung elektrischen Stroms, die auf der Pariser Elektrizitätsausstellung 1881 als Weltwunder bestaunt wird. Diese Begeisterung für die neue Technik nutzen die beiden Brüder und bauen ein Unternehmen zur Produktion von Stromerzeugern auf, das es im Laufe der nächsten Jahre auf immerhin rund 200 Mitarbeiter bringen wird.

Der Betrieb floriert zunächst. Die Firma erhält den Auftrag, die Straßenbeleuchtung von Schwabing – bis 1891 eine selbstständige Nachbarstadt von München – zu installieren. Dieses Projekt wird zu einem großen Erfolg mit Fanfaren, Festansprachen, Feuerwerk und begeisterten Zeitungsberichten. Die »Münchener Neuesten Nachrichten« rühmen, dass die neue Beleuchtung »selbstverständlich viel besser und intensiver als die Gasbeleuchtung« sei, während die »Schwabinger Gemeinde-Zeitung« mehr die Ausgelassenheit des Festes rühmt: »Ein gleiches Fest hat Schwabing noch nie erlebt.«⁵

Da vor einigen Jahren auf der Theresienwiese beim alljährlichen Oktoberfest durch eine Petroleumlampe ein Großbrand ausgelöst worden war, wurde 1885 beschlossen, den Festplatz mit insgesamt 16 elektrischen Bogenlampen zu beleuchten. Die Firma Einstein bekam den Auftrag. 1885 zieht die Familie in eine schöne Villa mit Garten um; das Fabrikgelände sowie das Wohnhaus liegen ganz in der Nähe der Theresienwiese, damals inmitten eines noch ländlich geprägten Gebiets mit alten Bäumen. Sie leben dort alle zusammen: Pauline und Hermann mit dem nun sechsjährigen Albert und der kleinen Schwester Maria, die Maja gerufen wird, dazu Onkel Jakob mit Tante Ida und der Großvater Julius, der mit seinen 70 Jahren den wohlverdienten Ruhestand genießt.

Julius Koch – der Vater von Mutter Pauline – hatte

es als Getreidehändler zu einigem Wohlstand gebracht und war mit seinem Kapital der Tochter und dem Schwiegersohn bei der Firmengründung behilflich gewesen. Pauline Einstein ist also in gut situiertem Hause aufgewachsen, hat bereits mit 18 Jahren geheiratet und lernt früh »die realen Seiten des Lebens kennen«, wie sich Alberts Schwester Maja erinnert. Sie wird als eine fürsorgliche, aber resolute Frau geschildert, die selten ihren Gefühlen freien Lauf lässt.

Als Albert sechs Jahre alt ist, beginnt für ihn der Ernst des Lebens. 1885 wird er eingeschult, und zwar in die katholische Sankt-Peters-Grundschule, die er drei Jahre besuchen wird. Er ist in seiner Klasse mit etwa 70 Mitschülern der einzige Jude und nimmt am katholischen Religionsunterricht teil; zusätzlich erhält er Unterricht in »israelitischer Religionslehre«, allerdings privat bei einem Verwandten, der in diesen Fragen kundiger ist als Alberts freisinniger Vater. Die Mutter freut sich über die guten Zensuren ihres Sohnes, er ist sogar Klassenbeste. Aber den Stil und die Art des Schulunterrichts empfindet Albert schon bald als unerträglich. Auch im verhältnismäßig freien und lebenslustigen München herrscht in der Schule ein strenges Regiment: Drill durch verständnislose Lehrer, Demütigung und Unterdrückung statt geistiger Freiheit, natürlich mit »staatlich anerkannter« und selbstverständlich ausgeübter Prügelstrafe, so beschreiben Zeitgenossen den Schulalltag.

Schwester Maja weiß zu berichten, dass Alberts Lehrer die Methode ausübte, den Kindern das »Rechnen und namentlich das große und das kleine Einmaleins durch Schläge auf die Hände, das sog. Tätzen, beizubringen, eine Art des Lehrens, die damals nicht selten war«⁶. Albert ist ein gründlich denkender Junge, der Zeit zum Überlegen braucht und die gewünschte Antwort nicht sofort parat hat. So bekommt auch er mitunter Schläge, obwohl er ein guter Schüler ist.

Kein Wunder, dass seine Abneigung gegen autoritäre Lehrer bei ihm heftiger ist als der sonst übliche Schulfrust. Noch 50 Jahre später sagt er in einer Rede vor amerikanischen Studenten und Professoren: »Am schlimmsten scheint es mir zu sein, wenn eine Schule hauptsächlich mit den Mitteln von Furcht, Zwang und künstlicher Autorität arbeitet. Solche Behandlung vernichtet das gesunde Lebensgefühl, die Aufrichtigkeit und das Selbstvertrauen des Schülers. Sie erzeugt den unterwürfigen Untertanen. Es ist kein Wunder, daß derartige Schulen in Deutschland und Rußland die Regel bilden.« Und er definiert sein Ideal von Bildung so: »Bildung ist das, was übrigbleibt, wenn man alles vergessen hat, was man in der Schule gelernt hat.«⁷ Selbstständiges Denken, Urteilen und Handeln sollen seiner Ansicht nach im Vordergrund stehen, nicht aber die Vermittlung von Spezialkenntnissen.

Nach der Schule und den Schularbeiten, die Mutter Pauline streng beaufsichtigt, bleibt auch noch Zeit

zum Spielen. Albert ist selten mit anderen Kindern zusammen, er beschäftigt sich lieber alleine mit Geduldaufgaben: Laubsägearbeiten, die Ausführung komplizierter Bauten mit den damals sehr beliebten »Ankersteinen« oder der Bau von vielstöckigen Kartenhäusern sind seine liebsten Freizeitbeschäftigungen. Diese Liebe zur Beharrlichkeit und Genauigkeit hat er wohl von seiner Mutter geerbt, die bekannt ist für ihre langwierigen und komplizierten Handarbeiten.

Neben der Schule bemüht sich auch die Familie um Alberts Bildung. Die Mutter sorgt dafür, dass ihr Sohn Geigenunterricht erhält. Sie selbst ist eine sehr gute Klavierspielerin und möchte in ihrer Familie die Musik fördern. Dies entspricht dem bürgerlichen Bildungsideal, und so müssen oder dürfen viele Kinder aus der deutschen Mittelschicht ein Musikinstrument erlernen. Hausmusik nimmt in dieser Zeit eine sehr große Rolle ein, denn es ist die beliebteste Art, Musik im privaten Kreis zu erleben. Konzerte, Opernbesuche, Kirchenmusik, mechanische Orgeln auf Jahrmärkten oder Militärmusik sind für Sonntage und besondere Gelegenheiten reserviert.

Albert erhält bis zu seinem 14. Lebensjahr regelmäßig Violinunterricht und auch hier kommen ihm seine Geduld und Konzentrationsfähigkeit zugute. Abends und an Feiertagen begleitet ihn die Mutter auf dem Klavier und freut sich über die Fortschritte ihres Sohnes. Und als er über das Stadium der Übungsstücke

hinaus ist, gewinnt er selbst immer mehr Spaß an der Sache; am meisten liebt er Mozart und dessen harmonische und heitere Musikwerke.

Zu Schwester Maja hat Albert ein gutes Verhältnis, wenn auch der übliche Streit unter Geschwistern nicht ausbleibt. Maja berichtet, dass ihr Bruder mitunter jähzornig gewesen sei und ihr schon einmal eine Kugel oder ein Spielzeug an den Kopf geworfen habe. Sie meint dazu: »Woraus ohne weiteres ersichtlich ist, dass auch ein gesunder Schädel dazu erforderlich ist, die Schwester eines Denkers zu sein.«⁸ Jedenfalls stehen sie in engem Kontakt zueinander. Sie tauschen ihre Gedanken aus, machen gemeinsam Musik und schreiben sich ihr Leben lang Briefe.

Überhaupt spielt die Familie in Alberts Kindheit eine große Rolle. In der Schule ist er eher ein Außenseiter, der zwar gute Leistungen zeigt, aber weder mit Mitschülern noch Lehrern besonders gut auskommt. Er findet kaum Freunde und ist verschlossen. Doch zu Hause kann er sich mit dem Vater und Onkel Jakob über interessante Themen aus der Welt der Technik unterhalten, und die Mutter glaubt fest an die besonderen Fähigkeiten ihres Sohns und fördert ihn, so gut sie kann.

Am 1. Oktober 1888 wird Albert in die Lateinklasse 1B des Münchener Luitpold-Gymnasiums eingeschult, einem humanistischen Gymnasium mit Unterricht

auch in Griechisch. Seine Meinung über Schule und Lehrer ändert sich jedoch kaum; besonders human erscheint ihm diese Form der Ausbildung auch jetzt nicht. Er empfindet die Lehrmethoden als stumpfsinnig: »Ich ließ also lieber jede Sorte von Bestrafungen über mich ergehen, als daß ich etwas auswendig herplappern lernte.«⁹ Zudem wird er als Jüngster in der Klasse von seinen Mitschülern gehänselt, er soll von ihnen zeitweilig den Spitznamen »Biedermeier«¹⁰ erhalten haben. Biedermeier ist die Bezeichnung für einen treuherzigen, etwas spießbürgerlichen Menschen. Danach ist die vor 1848 in Deutschland herrschende Zeit der stillen Behaglichkeit, des naiven und intimen Lebens in »Gemütlichkeit« benannt worden.

Albert ist ein guter Schüler: In Latein hat er die Note Zwei, manchmal auch eine Eins, in Griechisch immer Zwei und in Mathematik – natürlich – durchweg eine Eins. Unterstützt wird die Liebe zur Mathematik zu Hause von Onkel Jakob, der seinem Neffen Aufgaben stellt, an denen Albert ausdauernd bis zur Lösung herumknobelt. Geometrie und Algebra begeistern ihn, vor allem die Klarheit der Beweise, die Beseitigung aller Zweifel. Die Differential- und Integralrechnung – oft ein Graus für normale Schüler – übt er dann schon selber und allein in den Ferien, bevor das Thema in der Schule dran ist. Später schreibt er einmal dazu: »Nur in der Mathematik war ich durch Selbststudium weit über dem Schulpensum, auch in